

Prof. Dr. Bruno Boesch

## Laudatio auf Georg Siemens

Vor wenigen Jahren saß ich hier in Überlingen in einer gemütlichen Tafelrunde. Da erhob sich ein betagter, vornehmer Herr mit feinen Gesichtszügen, um eine Geschichte zu erzählen. Die Unterhaltung verstummte, die Gesellschaft, die den alten Herrn kannte, stellte sich aufmerksam aufs Zuhören ein, das einige Zeit dauern mochte. In der Tat wurde die Geschichte recht behaglich ausgesponnen, und als ein Punkt erreicht war, von dem aus für den, der sie schon kannte, der weitere Verlauf ersichtlich war, erscholl aus dem Munde einer Dame – es war die Gattin des Erzählers – der entsetzte Ruf: Georg!! Aber unbeirrt führte der Angerufene die im übrigen noch durchaus salonfähige Erzählung zu Ende. Da sagte ich spontan zu meinem Nachbarn: Da kann endlich einmal einer erzählen. Ich mußte aber auch das Publikum loben: Denn nicht nur das Erzählen, auch das Zuhören ist ja selten geworden, und eins bedingt das andere. Noch erstaunter war ich, als ich hörte, daß der Erzähler, der seine Geschichte so gut aufgebaut und in so druckreifer Diktion dargeboten hatte, von Beruf Ingenieur sei, daß er seinen eigenen Werdegang in einem Buch mit dem Titel »Erziehendes Leben« zu Papier gebracht habe.

Im deutschen Sprachgebiet, wo man geneigt ist, literarische Qualitäten nur der sogenannten schönen Literatur zuzusprechen, darf es als Besonderheit verzeichnet werden, wenn ein Mann der Technik zum Erzähler wird, und mehr noch: wenn er auch in seinen anderen Werken, die der Elektro-Technik oder der politischen und wirtschaftlichen Analyse gewidmet sind, sich mit derselben sprachlichen Meisterschaft auszudrücken versteht, so daß wir uns dabei erst recht bewußt werden, was die Sprache auch als reine Sachprosa zu leisten vermag. Jedes gedankliche Gebäude, wenn es nach der Weise einer Fuge gedacht ist, wenn in der Verlautbarung ein Glied ins andere greift, offenbart die Leistung, die Leistungsfähigkeit der Sprache. Georg Siemens wendet sich an einer Stelle seines Hauptwerks gegen die Behauptung, wonach es vorwiegend nur zwei Begabungstypen gebe: den exakt-wissen-

schaftlichen und den geisteswissenschaftlichen Menschen. Darüber mögen die Psychologen streiten. Eines ist richtig: eine exaktwissenschaftliche Veranlagung schließt die Verpflichtung, das Instrument des Geistes, die Sprache, sachgerecht zu behandeln, nicht aus, und der allzuleicht freischwebende und souverän empfindende Geisteswissenschaftler versündigt sich nicht gegen den Geist, wenn er sprachlich und sachlich exakt, d. h. eindeutig verständlich zu bleiben sich bemüht. Unser Preisträger jedenfalls hat nicht nur den Brückenschlag von der Naturwissenschaft zur Geisteswissenschaft vollzogen, so wie er spricht und schreibt, er hat auch die Technik als geschichtsbildende Macht in ihrem Gang durch die modernen Jahrzehnte begleitet und sich darin den Blick auf das Ganze der Kultur bewahrt. Das ist selten und in der Weise, wie es hier geschieht, großartig.

Zur Ganzheit hat er sich auch dadurch stets hingezogen gefühlt, indem er die Natur aufsuchte als den Ausdruck des organischen und freien Lebens, insbesondere in der Abgeschiedenheit der Berge, in seinem geliebten Südtirol. Es war auch die harmonische Verschwisterung von Natur und althergebrachter Kultur, die ihn gerade hierher, nach Überlingen und an den Bodensee zog. Ich darf ein Stück aus diesem Bekenntnis zur Stadt am See im Wortlaut vortragen:

»Etwa ein Vierteljahr nach meinem Eintritt in den Gemeinderat hatten wir zwölf Männer zusammen mit dem leider im folgenden Jahre gestorbenen Bürgermeister nach gründlicher Beratung der Tagesordnung zur Befeuchtung der vom vielen Reden trocken gewordenen Kehlen in der Torkelstube gegessen – so heißt die nach der »Torkel« = Kelter benannte Ratsherren-Trinkstube. Sie liegt neben dem Keller des »Spitals vom Heiligen Geist«, und in ihr werden Proben vom Weine der spitälischen Reben an die sachkundigen Verwalter des städtischen und spitälischen Vermögens ausgeschenkt. Etwas eher als die übrige Gesellschaft aufgebrochen, trat ich aus der engen Gasse des Spitalkellers in die breitere, aber immer noch trotz einigen modernen Bauten an das späte Mittelalter gemahnende Franziskanerstraße ein. Sie führte mich bergan auf das Franziskanertor zu, das ehemals einen Durchlaß im inneren Befestigungsgürtel der Stadt darstellte. Die Beleuchtung der Straße war noch nachkriegsmäßig dürrig, und das machte sich der Mond zunutze, der offenbar einmal zeigen wollte, was

er aus alter Kirche, Torturm, Erkern und Giebeln machen könne. Während ich so auf das Tor zuschritt und beobachtete, wie von der einen Seite her das Westportal der Kirche mit seinem säulengetragenen Vordach und von der anderen die kulissenartig gestaffelten Bürgerhäuser auf das Tor zulaufend es in die Mitte des Bildes zu rücken trachteten und wie über dem Ganzen, soweit nicht tiefschwarze Schlagschatten es zerrissen, der perlmutterfarbene Schimmer des Mondlichtes lag – während ich das alles nicht nur mit den Augen, sondern auch mit der Seele erfaßte, überkam mich ein selten erlebtes Glücksgefühl. Mußte ich nicht Gott ganz besonders dafür danken, daß er mich nach den Schwierigkeiten und Fährnissen eines langen Lebens, nach zwei schrecklichen Kriegen in diese bezaubernde kleine Stadt geführt und mir ihr Bürgerrecht verliehen hatte? Denn Bürgerrecht, Heimatrecht verdient man sich, indem man, so gut man es vermag, mit Hand anlegt bei der Arbeit für das gemeine Beste und nicht als unnützer Knecht beiseite steht.« (S. 339-340)

Und an anderer Stelle äußert sich der in Sachsen Geborene, dessen wichtigste Lebensstationen Berlin, Trier und Essen waren, wie folgt:

»Es war mittlerweile der Zeitpunkt herangekommen, zu dem ich früher einmal geplant hatte, um meine Entlassung aus den Diensten der Firma zu bitten. Denn da mir dort keine weitere Entwicklungsmöglichkeit beschieden war und ich auch inzwischen begriffen hatte, daß ein Leben, bis zu seinem Ende mit Berufsarbeit ausgefüllt, ein ziemlich leeres Dasein bedeutete, hatten schon früher Überlegungen bei mir eingesetzt, die von einem bescheidenen Alterssitz in einer kleineren Stadt irgendwo in Süddeutschland, nahe den Bergen, träumten. Auf der Suche nach einem geeigneten Platz führte uns 1937 eine Reise zum Bodensee nach Überlingen, und hier fanden wir einen Garten, der es uns antat; das dazugehörige veraltete und bescheidene Haus konnte durch einige Änderungen nach unserem Geschmack hergerichtet werden. Zunächst mußten wir es vermieten, aber da der Mieter bald nach Ausbruch des Krieges starb, sagten wir uns, daß wir einen zweiten Mieter unter der Kriegswirtschaft schwerlich nach Bedarf würden ex-mittieren können und daher am besten selbst das Haus bezögen. So siedelte meine Familie mit dem Hausrat dorthin um, während ich als Junggeselle in Essen zurückbleiben mußte.« (S. 310-311)

Seine Liebe zur Natur ist frei von Sentimentalität, wie es überhaupt ein Vorzug seiner Schriften und seiner Persönlichkeit ist, im strengen, sachlichen Bemühen jene feinen Nuancen aufleuchten zu lassen, mit Noblesse und Zurückhaltung, die in uns den Eindruck erwecken, als hätten wir sie selber eben erst entdeckt. Gegen die Verschandelung der Natur erhebt gerade der Techniker in der Person von Georg Siemens öfters das Wort. In der Frage der Hoahrheinschiffahrt, diesem schändlichen Anschlag auf eine der letzten unserer Erholungslandschaften enthält er sich in seinem Aufsatz in der »Badischen Heimat« sehr wirkungsvoll jeder Emotion, indem er glasklar und unwiderleglich den wirtschaftlichen Widersinn eines solchen Unternehmens aufzeigt, in der Absicht, die Technokraten an dieser ihrer empfindlichsten Stelle zu treffen. Zur Wirtschaftswissenschaft fühlte er sich schon als Student an der Technischen Hochschule in Berlin-Charlottenburg hingezogen, ja, er hat lange Zeit geschwankt, ob er sich nicht lieber der Nationalökonomie zuwenden sollte, bevor er sich für die Elektrotechnik entschied, um ihr dann zeitlebens im Dienst der Firma Siemens und Halske treu zu bleiben.

Unablässig zu lernen war ihm innerstes Bedürfnis. Freilich betont er immer wieder, daß es mit der Ausbildung der Intelligenz allein nicht getan sei:

»Kinderstube war für mich immer ein umfassender und wichtiger Begriff, der vom Benehmen bei Tisch bis zur Nahrhaftigkeit reicht. Und die Kinderstube kann eigentlich durch nichts anderes ersetzt werden, wobei nur der Vollständigkeit halber wiederholt sei, daß die Küche einer Waschfrau Kinderstube sein kann, das Kinderzimmer eines Generaldirektors aber vielleicht nicht. Nur hat es der Generaldirektor bei der Einrichtung der Kinderstube leichter als die Waschfrau.« (S. 272)

Und im Blick auf den Krieg:

»Wir – unsere heutige Generation – haben zweifellos eine bessere Schulbildung genossen als die nach uns Gekommenen, deren Schulzeit womöglich noch mit einem der Kriege zusammenfiel. Daß wir trotzdem nicht verhindert haben, was nicht hätte kommen dürfen, beweist nur, daß es auf Wissen und Fertigkeiten allein nicht ankommt.« (S. 4)

Umsonst ist aber ein Leben, das sein Ziel nicht voll erreicht hat, trotz allem nicht »Denn jedes Leben hat irgendeinen Sinn, und wäre es auch nur der, daß andere daraus lernen können, wie man es nicht machen soll.« (Vorwort)

Ein denkwürdiges Zeugnis, aus dem Erlebten zu lernen und dafür gerade zu stehen, auch wenn es unbequem ist, stellt jene Denkschrift dar, die in den letzten Kriegstagen des Jahres 1918 entstand.

»Nicht jeder Heerführer kann siegreich aus dem Kriege heimkehren, der Sieg des einen bedeutet die Niederlage des andern. Sieg oder Niederlage beweisen nichts für die wahre Größe, diese erkennt man erst daran, wie sie getragen werden.«

Dieselbe aufrichtige Selbsterkenntnis offenbart das als Bilanz überschriebene Schlußkapitel der Lebensbeschreibung in einem Gespräch zwischen dem Jungen, dem Alten und dem Doktor. Sich durch das Leben erziehen lassen: darauf kommt es an, und Leben meint hier das, was dem Menschen persönlich und was ihm als Glied eines größeren Ganzen widerfährt, und nicht zufällig liebt der Verfasser StifTERS »Nachsommer« so sehr. Aber ebenso liegt ihm das Erziehen anderer am Herzen. Georg Siemens gesteht diese seine Leidenschaft des Erziehens öfters ein, und dazu bot auch die Tätigkeit in einer großen Firma gute Möglichkeiten. Er nahm sich der Erziehung der Lehrlinge an, ihn interessierte im besondern das Verfahren, die geeigneten Leute an die geeigneten Plätze zu stellen. Auch hier führten ihn Erkenntnis und Erfahrung dazu, einem vorschnellen und schablonenhaften Einteilen der Menschen nach angeblich einseitigen Begabungen zu steuern:

»Zur Zeit der Lehrlingseinstellungen erhielt ich regelmäßig Besuche von Eltern, häufig solchen aus besseren Kreisen, die irgendwelche Beziehungen zu unserem Hause unterhielten. Sie wollten ihren Sohn als Lehrling unterbringen, der auf seinem Wege durch die höhere Schule unterwegs hängengeblieben war und nach der nun bei den Eltern aufgekommenen Erkenntnis sich »mehr für das Praktische eigene«. Solchen Leuten gegenüber konnte ich ebenso hartherzig wie unhöflich sein. In der Regel mußte ich ihnen nach der Prüfung der Verhältnisse mitteilen, daß wir für den Mitarbeiter keine Verwendung hätten, denn wir seien kein Hafen für Frühgeschickerte. Gewöhnlich

ist es nämlich so, daß ein junger Mensch mit abgeschlossener Volksschulbildung, der nicht gerade dumm ist, erheblich mehr weiß und kann als ein im gleichen Alter von der höheren Schule wegen Unzulänglichkeit Entlassener. Dabei ist der Gegensatz zwischen wissenschaftlicher und praktischer Veranlagung in den meisten Fällen nur ein scheinbarer. Die besseren handwerklichen Berufe, vor allem die der Metallverarbeitung, setzen heute eine ganze Menge von Wissen voraus, und außerdem ist das Können der Hand von der Entwicklung des Gehirns in hohem Maße abhängig; wird sie doch von diesem geleitet. Bei solcher Handarbeit kommt es auf Augenmaß, Tastsicherheit, Vorstellungsvermögen, überhaupt auf Fähigkeiten an, bei denen ein intellektueller Vorgang die körperlichen Funktionen stark beeinflusst. Wer das bescheidene Wissen, das die heutige höhere Schule zu vermitteln sucht, wirklich nicht erarbeiten kann, ist in der Regel auch für ein qualifiziertes Handwerk nicht zu gebrauchen.« (S. 271)

Bei seinem Interesse für Fragen der Erziehung hat Georg Siemens schon früh über das Spannungsfeld zwischen Autorität und Freiheit nachzudenken begonnen, eine Polarität, die auch dem staatlichen Leben den Stempel aufdrückt: Gedanken, die den Inhalt seines Buches »Leviathan, Die Wege zum totalen Staat« ausmachen. In der Essener Zeit ging auch der Wunsch, akademischer Lehrer zu werden, durch eine Habilitation an der Universität Münster in Erfüllung. Obschon von Haus aus Ingenieur, hat Georg Siemens es sich nicht nehmen lassen, sein Wort zur politischen Bildung zu sagen: Gedanken zu Staat und Wirtschaft können und dürfen nicht das Vorrecht der Zunft der Politologen und Soziologen sein. Wer sich aber dieses Recht, hier maßgeblich mitzureden, wahren will, sollte, wie Georg Siemens, es auch nicht verachten, praktisch in der Öffentlichkeit zu wirken und ein politisches Amt zu bekleiden. Dies hat er hier in Überlingen getan. Heimatrecht ist für ihn nicht das zufällige Wohnrecht, Heimatrecht verdient man sich durch die Mitwirkung in der Gemeinde, und das Ehrenbürgerrecht, das ihm die Stadt Überlingen überreichen durfte, ist der wahrhaftigste Heimatschein. Im Blick auf diesen Mitbürger und so viele andere mehr ist es unerträglich, wenn sich so viele Deutsche darin gefallen, ihrem Volk global die Reife für die Demokratie abzusprechen. Diese wird niemandem, auch in der ältesten Demokra-

tie nicht, in die Wiege gelegt; niemand kommt als Demokrat auf die Welt: Ein jeder muß es zuerst werden. Dazu gehört auch Geduld, mit sich selbst und mit den anderen: Gerade junge Leute meinen zwar selber das Beste zu denken und zu leisten und sind enttäuscht, wenn das Bild ihrer Umwelt ihrem Staats- und Gesellschaftsideal so wenig entspricht. Aber Demokratie ist immer ein Prozeß, der in jedem einzelnen sich vollzieht, wenn sie im Ganzen Wurzel schlagen und Bestand haben soll, darum kann sie auch keine spektakulären Ergebnisse vorzeigen. Ihr Wesen ist Evolution; darin kann sie aber die abgrundtiefen Untergänge vermeiden. Insofern pendelt hier alles zur ausgleichenden Mitte, und davon, daß sie ihre Funktion nicht auszuüben vermochte, spricht Siemens schon bei den Nachkriegsjahren des ersten Krieges, wenn er die damalige außerparlamentarische Opposition darstellt. Es war zuerst die von links, und, wirklich tödlich, die von rechts. Die Nationalsozialisten dünkten sich für die Niederungen des parlamentarischen Wesens zu vornehm, besonders in jenen Kreisen, die das Rechtsüberholen intellektuell zu verbrämen wußten. Von den Kreisen um die Zeitschrift »Tat« schreibt Siemens das Folgende:

»In seltsamem Widerspruch zu dem energischen Namen handelte es sich dabei aber nicht um Parteipolitiker oder Interessenten, sondern um ausgesprochene intellektuelle Ideologen, deren geistiger Haltung etwas unbeschwert Jugendliches anhaftete ... Sehr klar waren ihre Ziele nicht gerade: auf der einen Seite wurde versucht, die Krise durch Betonung stark ideeller, manchmal fast religiös anmutender Forderungen zu meistern, auf der anderen Seite erging man sich in außenpolitischen Schwärmereien ... (S. 246)

Es wird weiterhin beschrieben, wie die das System befehdenden Linken und Rechten schließlich die Mitte der Demokraten und Sozialdemokraten aufgerieben haben und daß gerade in der demokratischen Mitte die Verlässlichen gefehlt haben. Ich zitiere:

»Es zeigte sich insbesondere, daß die Wähler der demokratischen Partei zum größten Teil aus eingeschüchternen Spießbürgern aller Stände bestanden hatte, die, nachdem das drohende Gewitter des Volkszorns über das Regime des Kaiserreichs sich zu verziehen schien, wieder unbekehrt zu ihren alten Neigungen zurückfanden.« (S. 251)

Daß Geschichte dazu da ist, um aus ihr zu lernen, das zeigen solche

wieder aktuelle Betrachtungen mit aller Deutlichkeit. Im »Leviathan« werden die Gefahren, die jeder Demokratie drohen, noch ausführlicher beschrieben, auch Bürokratie und Technokratie, Nutznießer jeden Krieges und jeder Krise treten hinzu: von ihnen bleibt immer etwas haften, das sich in der Folge nicht mehr abschütteln läßt. Wie sehr eingewurzelte Denkweisen und Legenden das Geschichtsbild beeinflussen und wie bedeutsam der Auftrag der Erziehung ist, hat Georg Siemens an der Entstehung und Geschichte des Dritten Reiches aufgewiesen. Die Sätze, die ich Ihnen dazu vorlese, sind zweifellos hart, sehr hart sogar, liegen aber in der eisernen Konsequenz seines Denkens, und zeigen deutlich und unerbittlich den Primat von Ideologien in der Politik:

»Es ist nach dem Scheitern des Attentats vom 20. Juli viel darüber gerätselt worden, was geschehen wäre, wenn es Erfolg gehabt hätte. Eins ist sicher: der Verlust des Krieges mit seinen Folgen wäre dann von den »Nationalen« den Attentätern zur Last gelegt worden, und das wäre wahrscheinlich für die deutsche Zukunft noch schlimmer gewesen als der weitere Verlust von Gut und Blut, den die Fortsetzung des Krieges kostete. Man mag noch so sehr die zerstörten Städte beklagen, die Todesopfer der Wehrmacht und Zivilbevölkerung, die entsetzlichen Vorgänge bei der Flucht aus den Ostprovinzen auf vereisten Straßen und auf stürmischem Meere – all das wiegt nicht die Folgen einer neuen Dolchstoßlegende auf, die uns dann wieder sicher gewesen wäre. Es sollte wohl so sein, daß das deutsche Volk den Becher des Leidens leeren musste bis auf den Grund, damit endlich das Gift aus seinem Blute getilgt würde.« (S. 319)

Der Mann der Wirtschaft und der Technik appelliert immer wieder an den Menschen und an seine sittlichen Kräfte. Es sind Gedanken, die sicher nicht neu sind, neu sein können, aber gerade in ihrer lapidaren Richtigkeit ein ewiger Stein des Anstoßes, weshalb sie vom intellektuellen Hochmut so gerne abgedrängt werden, als zwar wohlmeinend, aber nicht zum Tage gehörend. Ich muß deshalb auch diesen Satz zitieren:

»Ein solch handgreiflicher, selbsterstörerischer Wahnsinn wie dieser Weltkrieg wäre doch nicht möglich gewesen, wenn in den europäischen Völkern noch starke geistige und sittliche Kräfte des Aufstiegs

oder auch nur des Beharrens vorhanden gewesen wären. Ein Bruchteil der Anstrengungen, die von diesen Völkern der Zerstörung gewidmet waren, hätte genügt, um alle materiellen Schwierigkeiten zu beheben, die immer als Grund für die beklagten sozialen Spannungen angegeben wurden.« (S. 189)

Meine Damen und Herren!

Dies alles und noch viel mehr, was uns das Werk von Georg Siemens an allgemein-menschlichen und politischen Einsichten anbietet und das wert ist, auch von den heutigen Generationen erneut überdacht zu werden, könnte doch noch kein Grund sein, diesem so klugen und weitblickenden Manne den Bodenseepreis zu verleihen, der ein Bodensee-Literaturpreis ist. Daß dieses sein Werk fast ganz am Bodensee entstanden ist, daß der Verfasser sich dieser Landschaft zutiefst als seiner Wahlheimat verbunden weiß, daß er seiner Liebe zu dieser kleinen Stadt in unvergeßlichen Worten Ausdruck verliehen hat, das ist das eine und war schon anzudeuten. Lassen Sie mich darüber hinaus noch etwas von den literarischen Qualitäten des Gesamtwerkes sagen, die nicht nur die erwähnten Stellen auszeichnen, sondern seiner Sachprosa überhaupt den Stempel aufdrücken. Und ich meine, es kann im deutschen Sprachgebiet nichts schaden, wenn gerade auch die Sachprosa, da, wo sie hohe Qualitäten aufweist, dem Bewußtsein einer literarisch interessierten Öffentlichkeit durch einen Preis nahegebracht wird: Sie lebt bei uns allzuoft im Ghetto. »Literatur« weist sich aus im Rang der Sprache, und mit vollem Erfolg hat sich wohl noch niemand bemüht, zu zeigen, wo denn eigentlich im Bereich gekonnter Handhabung der Sprache die Dichtung beginnt. Mehr als eine Frage zum Überdenken kann dies in dieser Stunde auch gar nicht sein. Wir machen uns jetzt jedenfalls von diesen Kategorien frei und fragen nur nach der Qualität dieser Sprache, die hier reine Prosa ist, Sachprosa, in der ich jedenfalls an gewissen Stellen mehr Dichterisches finde oder empfinde als in manchem Roman, der sich als Dichtung verstanden wissen möchte.

Georg Siemens hat eine Geschichte der Elektrotechnik in drei Bänden geschrieben, die trotz vielfältiger technischer Orientierung bewußt keinerlei Bild und keine Zeichnung enthält. Alles, was der Verfasser hier auch an Anschauung zu vertreten hat, vertraut er der

Sprache an, und nur ihr, und das alles leistet auch die Sprache, seine Sprache. Wieviel einfacher machen es sich viele Autoren, die Ähnliches bearbeiten, heute: Sie lassen die Bilder sprechen. Aber die Sprache der Bilder ist nicht die Sprache der Sprache. Georg Siemens sucht als Wissenschaftler und als politischer Autor das klare und überzeugende Denken. Wer funktionierende Apparate konstruieren, wer konstruktiv denken und überzeugen will, braucht neben dem Stift die Sprache. Der Ingenieur Siemens geht in der Forderung nach besserer sprachlicher Bildung sogar soweit, daß nach ihm der zukünftige Ingenieur auf eine Höhere Schule gehört, in der die sprachliche Schulung vor der Ausbildung in den Naturwissenschaften den Vorrang haben soll. Die naturwissenschaftliche Ausbildung auf der Universität braucht diese Grundlage: Unsere immer stärker technisierte Welt braucht nach den Erfahrungen, die sie gemacht hat, eine tragfähige Mitgift sprachlicher, will sagen menschlicher Bildung.

Wollte ich nun im einzelnen zeigen, worin die Vorzüge der Prosa liegen, die wir heute mit einem literarischen Preis auszeichnen, ich geriete in die Verlegenheit dessen, der viel anzubieten hat und deshalb kaum weiß, wo er anfangen soll. An die Spitze würde ich, zumal wenn es um jene Grenzen zwischen Sachprosa, literarischer Aussage und Dichtung ginge, viele seiner Schilderungen stellen, die vielleicht gerade darum dichterisch wirken, weil dahinter keinerlei Ehrgeiz eines Schriftstellers, sondern einfache Ergriffenheit steckt: diese ist in ihrem Ausdruck allerdings kein gärender Most, sondern ausgebauter Wein. Das zu belegen, dazu bedarf es keiner langen Zitate, das kann bei Siemens auch in einem einzigen Satze stecken: so etwa, wenn er seinen Amerikaaufenthalt beendet und die allzuoft beschriebene Freiheitsstatue passiert:

»Am Tage fand ich dieses Bildwerk unbedeutend, fast langweilig – jetzt bei der Ausfahrt in der hellen Mondnacht wirkt es zauberisch schön – es ist wohl so, daß es erst dunkel sein muß, damit man merkt, warum die Freiheit eine Fackel trägt!«

Prägnanz: Das ist es, was uns so oft besticht, die Gabe, Sachverhalte, die nach einem breiten soziologischen Gemälde verlangen, auch einmal summarisch hinzustellen, wie etwa die Einteilung der Menschen in Einzelhaus- und Etagenmenschen, oder – damit in diesem

heißen Sommer auch der Humor nicht ganz fehle – die Schilderung der Frauenmode kurz nach dem 1. Kriege:

»Die Kleidermoden waren ja von jeher einem ständigen Wechsel unterworfen, und daß die Frauen jetzt begannen, kurze Kleider zu tragen, wo sie – dieselben Frauen – früher lange getragen hatten, wäre an sich nicht merkwürdig gewesen. Aber daß die Entblößung des Körpers, die manchmal die Grenze der Schamlosigkeit streifte, nicht mit dem Modezwang, sondern mit hygienischen Gründen motiviert wurde, obschon die unzureichende Bedeckung im Winter so ungesund wie möglich sein mußte, das war das Neue an dem Vorgang. Nicht ohne eine gewisse Komik ging auch die Einführung der kurzen Haartracht bei den Frauen vor sich. Das lange Haupthaar hatte viele Jahrhunderte lang als der besondere Schmuck des Weibes gegolten, und noch in den ersten Nachkriegsjahren wurden Mädchen, die sich in den westlichen Grenzgebieten in ärgerniserregender Weise mit den Angehörigen der fremden Besatzungstruppen eingelassen hatten, zum Zeichen der Schande von Rächern der vaterländischen Ehre die Haare abgeschnitten. Plötzlich wurde es bei den Frauen Mode, die Haare kurz zu tragen. Erst zeigten sich einige junge, verwegene in der neuen Tracht, dann fand ihr Beispiel bei anderen jüngeren Nachahmung, und dann mußten sich auch die älteren wohl oder übel dazu entschließen. So wurde der Zeitgenosse Zeuge einer grundsätzlichen Änderung in der äußeren Erscheinung der Frau.

Bei den Männern war es der Bart, der in jenen Jahren dem Schermesser zum Opfer fiel. Das neunzehnte Jahrhundert hatte den Vollbart als den Schmuck des männlichen Antlitzes betrachtet; an seinem Ausgang begnügte man sich gewöhnlich mit dem Schnurbart, aber irgendeinen Bart trug jeder. Noch in meiner Jugend sagte man von einem unbekanntem Bartlosen, er müsse wohl Schauspieler oder katholischer Geistlicher sein. Jetzt ging die Jugend mit der Mode der Bartlosigkeit voran, aber die älteren und ältesten folgten ihnen schnell, indem sie die Bärte immer mehr kürzten. Sicherlich sprach bei vielen dabei der Wunsch mit, möglichst jugendlich auszusehen, denn es war eine besondere Eigentümlichkeit jener Zeit, daß niemand alt sein wollte.« (S. 182)

Es ist sozusagen ein englischer Humor. Wenn einer etwas Ko-

misches erzählt und seine Gesichtszüge kaum merklich verändert, so erhöht dies bekanntlich die Komik. Ich möchte von einer hintergründigen Objektivität reden, von einer geheimen Rache der Sachlichkeit, die sich selber nichts vergibt, an der Unsachlichkeit der Welt, an der Unfaßbarkeit einer Erscheinung wie der Mode, die – wie z. B. der Neid – zu den Grundstrukturen der Gesellschaft sowie der Geistesgeschichte gehört.

Die Kern- und Gretchenfrage, die man an jeden Schriftsteller richten sollte, vor allem an den deutschen, lautet: Wie stehen Sie zum Satz? Ich meine zur Satzperiode. Georg Siemens macht hier seinem Beruf alle Ehre: Er ist ein Baumeister, ein Meister der Konstruktion. Darum baut er nicht nur schlichte Einfamilienhäuser, sondern mehrstöckige Etagenhäuser, und sie stehen fest: Man weiß bei jedem seiner Bauelemente, in welchem Stockwerk man sich befindet. Er beherrscht das Einfache und den großzügigen Ausgriff. Er hat sich Gedanken gemacht über die geheimen Zusammenhänge zwischen Denken und Sprechen. Er weiß, daß man bisweilen einfache Gedanken hat, haben muß, nicht zuletzt aber als Wissenschaftler und Schriftsteller auch differenziert denken muß, was sprachlich nur in der Verschachtelung, in engster Verflechtung der gedanklichen Schritte, adäquat herauskommen kann. So variabel muß auch die Sprache, der Satz, die Periode sein. Unser Autor weiß aber auch, daß ein wohltuendes Gesamtbild nur dann entsteht, wenn die Gedanken- und Satzführung zwischen den Polen von Kargheit und Reichtum zu wechseln vermag: Nur so entsteht der über das Ganze hinwegwogende Sprachrhythmus, der über seine Bewegung frei verfügt, nur so nimmt die Sprache den Leser wirklich gefangen, ohne ihn zu ermüden. Ein Beispiel nur, das gleichzeitig zeigen mag, daß auch Georg Siemens, obschon er schon als Volksschüler durch seine Aufsätze aufgefallen war, sein sprachliches Können nicht einfach geschenkt bekam, daß er sich darum bemüht und darüber ernstlich nachgedacht hat:

»Es war eine mit der Schlichtheit seines ganzen Wesens zusammenhängende Eigentümlichkeit von ihm, daß er, Leiter eines Betriebes, in dem viele Tausende von Schreibmaschinen arbeiteten, nicht nur seine Briefe am liebsten mit der Feder schrieb, sondern auch sonst viel mit der Feder in der Hand überlegte und konzipierte. Nur ganz

wenigen Menschen ist die Fähigkeit gegeben, sich im Diktat so schlüssig und konzentriert auszudrücken, daß es einem mit der Hand niedergeschriebenen und korrigierten Entwurf gedanklich und stilistisch ebenbürtig ist. Die meisten wissen nicht, wie eng Sprache und Gedanke zusammenhängen, daß nicht nur der Gedanke die Sprache formt, sondern daß umgekehrt in vielleicht noch höherem Maße die Sprache den Gedanken bildet. Wenn man mit der Feder schreibt, also auf dem Papier vor sich den Gedanken entstehen und sich formen sieht, wird man viel kritischer gegen ihn, als wenn man ihn wie in der Rede einem anderen diktiert; das vom Auge nicht kontrollierte, leicht dahin gesprochene Wort hat eine gefährliche Tendenz, die Färbungen der täglich und stündlich gehörten Phrasen und Bilder des Allerweltsgeredes und -geschreibes anzunehmen und so aus dem Gedanken etwas anderes zu machen als das, was er eigentlich nach seiner Entstehung hätte werden können. Das heute so bequem gemachte Diktieren, dem der jüngste Stift mit den Allüren des Generaldirektors huldigt, hat in einem nicht geringen Maße zur Unselbständigkeit im Denken der Menschen und nebenbei zur Verschandelung der Sprache beigetragen.« (S. 215)

Mit dieser wohlgebauten Periode sollen Sie, sehr verehrter Herr Professor Siemens, das letzte Wort dieser Laudatio haben; der Mann, den Sie hier ansprachen, war Ihr Chef, den Sie verehrt haben. Nun müssen auch Sie ein Lob ertragen von denen, die Sie hochschätzen. Ich hoffe, daß es auch für Ihre Ohren angemessen war und appelliere dabei an Ihre sprichwörtliche Unbestechlichkeit, auch gegenüber Ihnen selbst. Sie haben uns viel geschenkt, und es wäre unverzeihlich, wollten wir Ihnen dafür nicht herzlich Dank sagen. Wir brauchen Ihre Stimme, heute mehr denn je!

**1968** Professor Dr. Georg Siemens, Überlingen, für seine erzählenden und wissenschaftlichen Werke, die seit 1943 in Überlingen entstanden

\* 1882 in Kiel,

1900 bis 1905 Studium des Maschineningenieurwesens und der Nationalökonomie in Berlin, ab 1905 als Ingenieur bei den Siemens-Schuckertwerken in Essen, 1925 Leitung des Technischen Büros in Essen, seit 1945 im Ruhestand in Überlingen,

† 1977 in Überlingen

Georg Siemens: Erziehendes Leben. Erfahrungen und Betrachtungen. 488 Seiten. Port Verlag Urach, 1947

Georg von Siemens: Leviathan. Die Wege zum totalen Staat. 208 Seiten. Port Verlag, Urach 1949

Georg Siemens: Geschichte des Hauses Siemens. Erster Band. 1847-1903. 304 Seiten. Verlag Karl Alber, München 1947

Zweiter Band. Technik als Schicksal. 1903-1922. 292 Seiten. Verlag Karl Alber, München 1949

Dritter Band. Die Dämonie des Staates. 1922-1945. 427 Seiten. Verlag Karl Alber, Freiburg/München 1951/1952

Georg Siemens: Carl Friedrich von Siemens. Ein großer Unternehmer. 331 Seiten. Verlag Karl Alber, Freiburg 1960

Preisverleihung 23. Juni 1968, Laudatio Bruno Boesch